



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 134.

Samstag, 12. Juni

1926.

Edelsteine.

(8. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

III.

Der Sommerabend lag über der Kleinstadt, als Dr. Splitterricht und der Geheimrat auf die Straße traten.

Jetzt, nach Feierabend, hatte sich, wie in einem Ameisenhügel, wenn des Wanderers Stod hineinstößt, alles hierher gezogen. Der große Platz war noch immer voller Menschen, die etwas Neues über das rätselhafte Verbrechen an der reichen Frau wissen wollten, die sie alle kannten und die durch eine stille Wohlthätigkeit sich manches Herz geneigt gemacht hatte.

Die Uhr der Kirche, um deren ragende Turmspitzen noch der letzte Schein der Abendsonne flammte, die selbst schon hinter die Häuser gesunken war, schlug mit ihrer großen, unabänderlichen Glockenstimme Sieben.

Emporsehend sagte der Geheimrat:

„Was man doch in einem Tage alles erleben und wie sehr man seine Ansicht in kurzer Zeit ändern kann! Ich zweifle jetzt keinen Augenblick mehr daran, daß Wolf Stark um das Verbrechen wußte und daß er es war, der die Opiummischung in den Wein getan hat.“

„Vielleicht“, sagte Dr. Splitterricht. „Dafür spricht wenigstens, wie vorsichtig er auf den Busch klopfte und wie zufrieden er schien, daß wir nichts Bestimmtes festgestellt haben wollten.“

„Bei der Gelegenheit hat die arme Thekla unseren Verdacht gemerkt.“

„Sagte Sie es Ihnen, Herr Geheimrat?“

„Nein, aber wie ich mit ihr im Krankenzimmer stand, da faßte sie plötzlich meine Hand und schluchzte: „Soll denn immer noch mehr Unglück über unser Haus kommen?“ — Ich hab' sie natürlich beruhigt, viel Zeit war ja nicht, aber... ich... ich bin doch im Grunde selbst sehr unruhig... Können wir es eigentlich beantworten, das Fräulein und ebenso die Lante über Nacht allein in dem verdammten Haus zu lassen?“

Der Kommissar schüttelte den Kopf:

„Ich habe das schon erwogen... und bin aus diesen wie aus anderen Gründen zu dem Entschluß gekommen, mich selbst da einzuquartieren... Ich wollte das nur erst mit Ihnen besprechen, Herr Geheimrat. Sie sind wohl am ehesten imstande, das dem Fräulein plausibel zu machen, denn ich denke mich heute nacht zwischen ihrem Schlafzimmer und dem Krankenzimmer aufzuhalten, im Boudoir der Frau de Ruyter — wovon natürlich außer dem Fräulein und uns beiden niemand etwas wissen darf.“

„Sie denken: der andere kommt heute nacht wieder?“

„Kann man das wissen? ... Wenn es sich um ein gemeinsames Verbrechen handelt, und davon bin ich überzeugt! — so muß doch irgendeine Verständigung zwischen den beiden erfolgen... oder vielleicht sind es auch noch mehr, die dabei waren...“

„Wann wollen Sie denn da sein... bei de Ruyters meine ich?“

„Etwa gegen zehn Uhr... ich komme von hinten durch den Garten und das Gewächshaus. Ich habe mich, während wir auf der Diele standen, ganz gut umgesehen... Fräulein de Ruyter soll nur die Tür, die ins Glashaus führt, offen halten!“

Der Geheimrat dachte nach:

„Um zehn. Bis dahin wird die Schwester aus Berlin sicher da sein — ich erwarte sie mit dem Zuge acht Uhr fünfzig... Damit hat ja Fräulein Thekla schon eine gewisse Sicherheit...“

„Bei mir kann es allerdings, wenn etwa eine Umstellung durch die Herren vom Gericht eintritt, auch leicht etwas später werden“, gab Dr. Splitterricht zu bedenken.

„Na, ganz egal. Wenn die Pflegerin heute abend nicht mehr kommen sollte, dann bleibe ich eventuell selber die Nacht über da... oder man könnte auch die Köchin, die ein robustes Frauenzimmer zu sein scheint, dirigieren... Also jedenfalls sage ich dem Fräulein Bescheid, daß Sie kommen, Herr Kommissar. Aber jetzt bitte entschuldigen Sie mich, ich muß nach Hause, meine Frau wartet mit dem Essen!“

Indem kamen über den Marktplatz Dr. Losch und ein anderer fremder Herr auf sie zu.

„Warten Sie doch bitte noch einen Augenblick, Herr Professor!“ bat der Kommissar.

Der nickte zustimmend und sah den Herren entgegen, die offenbar den Kommissar suchten.

Herantretend bestätigte das Dr. Losch sofort. Er stellte seinen Begleiter als den Untersuchungsrichter Dr. Lindenblatt vor, der soeben aus Dramburg nachgekommen war. Ein kleiner, zierlicher Mann mit einem zarten Gesicht und goldblondem Spitzbärtchen.

„Wir brauchen Sie dringend, Herr Kommissar“, meinte der Staatsanwalt. „Die Zeit vergeht und wir bringen die Sache nicht weiter... Ich habe vorläufig den Berliner Fahndungsdienst alarmiert wegen der Edelsteinjammung. Der Kerl wird doch gewiß versuchen, die Juwelen zu verkaufen...“

„Ja, und existiert denn nicht eine genaue Liste von den einzelnen Stücken der Sammlung?“ fragte der Untersuchungsrichter mit einer hellklingenden Stimme dazwischen.

Der Kommissar zuckte die Achseln.

„Durch die unbedingte Schonung, die Frau de Ruyter braucht, sind manche Recherchen bis jetzt nicht möglich gewesen... In einem Hause, in dem das Familienoberhaupt mit dem Tode ringt, kann man seine Feststellungen nicht so unbehindert treffen; besonders wenn, wie der Herr Staatsanwalt ja wissen, das Krankenzimmer zugleich das Tatzimmer ist...“

Der Geheimrat nickte zustimmend. Dann meinte er, den Kommissar am Arm rührend:

„Verzeihen Sie jetzt, meine Herren, wenn ich mich empfehle... meine Frau...“

Dr. Splitterricht unterbrach ihn:

„Bitte, Herr Geheimrat, mir persönlich läge außerordentlich daran, wenn Herr Geheimrat unserer ersten, gemeinsamen Beratung beiwohnen wollten! Der Herr Geheimrat gehört zu den wenigen, die die Verlehten genau kennen. Sie allein können uns gewisse Aufklärungen geben über den Kreis von Personen, die mit Frau de Ruyter und ihren Angehörigen im Verkehr stehen. Das heißt, ich habe jetzt besonders den Herrn Wolf

Start, den Nessen, im Auge, der nämlich vor einer Stunde etwa aus Berlin zurückgekehrt ist, per Auto, und der jetzt zu Hause ist . . .

„Und das sagen Sie mir jetzt erst?“

Ruhig, leidenschaftslos erwiderte Dr. Splittericht:

„Ich hatte vorher dazu keine Gelegenheit . . . Ich habe auch außerdem über eine Anzahl wichtiger Tatsachen zu berichten . . .“

Der kleine Dr. Lindenblatt nickte zustimmend:

„Also gut! . . . Dann wollen wir so schnell als möglich ins Hotel zurück!“

Und Dr. Losh sagte zu Professor Wildner:

„Sie, Herr Geheimrat, können wir noch beim besten Willen nicht entbehren . . . Ihre Sachkenntnis ist uns, wie der Herr Kommissar ganz richtig andeutete, allzu wichtig!“

„Dann beurlauben Sie mich wenigstens für zehn Minuten! . . . Ich wohne dort drüben, gleich am Eingang der Leopoldstraße in der gelben Villa.“

Damit war man einverstanden, und während der Chirurg über den Platz eilte, zwischen den Menschen hindurch, die jetzt in dem bekannten Mann einen Vertrauten der Behörde sahen und ihm deshalb doppelt respektvoll Platz machten, gingen die drei anderen Herren zurück ins Hotel.

Der Staatsanwalt stand mit dem Rücken gegen das offene Fenster, daß seine hagere Figur sich schwarz in das Goldlicht des Unterganges zeichnete:

„Also Sie sind der Meinung, dieser de Ruyter stände der Tat nicht fern?“

Dr. Splittericht nickte:

„Ich bin überzeugt, er steht in irgendeiner Beziehung dazu.“

„Und trotzdem sind Sie gegen die Verhaftung?“

„Ja, weil ich es für wahrscheinlich halte, daß wir durch den einen den anderen kriegen!“

„Haben Sie den Stein bei sich, den Sie in de Ruyters Zimmer gefunden haben, Herr Doktor?“

„Hier, bitte!“

„Wie heißt er doch?“

„Es ist ein Alexandrit. Fräulein de Ruyter sagte es. Er hat drei verschiedenfarbige Strahlenbrechungen und soll von besonderer Stärke und Schönheit in der Farbe sein.“

„Daß er aus der Sammlung stammt, ist sicher?“

Mit einer zustimmenden Gebärde erwiderte Dr. Splittericht:

„Ich verlass' mich da ganz auf das Fräulein . . . die junge Dame macht einen besonders guten, wahrheitsliebenden Eindruck.“

Das konnte Dr. Losh nur bestätigen. Er fragte:

„Weitere Nachforschungen haben Sie im Hause selbst nicht vorgenommen?“

„Das schien mir nicht rätlich, wenn ich de Ruyter nicht mißtrauisch machen wollte. Schon, daß ich ihm den Stein gezeigt habe, war vielleicht ein Fehler. Aber er scheint seiner Sache sehr sicher zu sein. Das Alibi ist ja in der Tat auch kaum zu erschüttern.“

„Hm . . .“ Der Staatsanwalt lehnte noch immer im Fensterrahmen . . . So im letzten Licht, mit dem leicht zur Seite gewandten Kopf, dessen Profil mit seiner Hafennase und der schmalen, edigen Stirn ganz im Schatten stand, hatte er wirklich etwas vom Diabolus — und war sich dessen wohl auch ein wenig bewußt. Er lachte fast unheimlich:

„Das werden wir erst noch nachzuprüfen haben. Dieses Alibi des Herrn de Ruyter. Ich glaube, Herr Kommissar, das wird vor der Hand Ihre Hauptaufgabe sein müssen. Was meinen Sie, lieber Lindenblatt?“

Der Untersuchungsrichter war ganz derselben Ansicht.

„Gewiß, das Beste ist, wenn sich der Herr Kommissar den schnellsten Wagen besorgt, der hier aufzutreiben ist, und nach Berlin fährt . . .“ Er wandte sich an Dr. Splittericht. „In anderthalb Stunden sind Sie da, Herr Doktor . . . anderthalb zurück . . . in Berlin werden Sie, denke ich, etwa eine zu tun haben . . . eine Stunde . . . so können wir hier vielleicht schon um

Mitternacht Ihren Bericht hören und dann jedenfalls noch rechtzeitig den Verhaftungsbefehl geben . . .“

„Ich hatte mich darauf eingerichtet, die Nacht in de Ruyterschen Hause zu wachen.“

„Weshalb?“

„Weshalb? . . .“ beantwortete der Kommissar die etwas brüske Frage, „das ist nicht so einfach zu erklären, Herr Staatsanwalt . . . Das heißt — der eine Teil der Antwort ist leicht gegeben: bei einem so gravierenden Verdacht gegen den Nessen der Überfallenen, der sich doch jetzt unbeobachtet im Hause aufhält, bestehen für mich gewisse Bedenken hinsichtlich der Sicherheit des Fräuleins de Ruyter . . .“

„Und die wollen Sie bewachen?“ höhnte Dr. Losh.

„Ob ich oder ein anderer, bleibt sich gleich . . . Eine gewisse Garantie sind ihr die Behörden, da sie nun einmal hier sind, schuldig! Aber das ist nicht der Hauptgrund! Ich . . . ich gebe etwas auf Ahnungen . . . und ein bestimmtes Gefühl sagt mir, daß sich die Ereignisse dort in dem stillen, weißen Hause noch nicht erschöpft haben . . .“

„Ihre Ahnungen in allen Ehren . . .“ sagte der Staatsanwalt.

Der Untersuchungsrichter fiel ihm ins Wort. Er sprach lauter als sonst: „Ich weiß, Herr Doktor, daß und was für den Kriminalisten auf die Intuition ankommt. Und ich weiß, daß gerade Sie, von ihren schwierigsten Fällen einige fast rein divinatorisch aufgeklärt haben . . . aber hier in unserem Falle? . . . Was haben wir hier?“

„Hier ist eine alte, sehr reiche Dame angefallen worden, die einen Nessen und eine Nichte besitzt. Die zweite kommt nicht, der Nefse um so mehr in Frage, wenn auch nicht direkt für die Verübung des Raub-anfalles . . . Am Abend vor der Tat werden beide, Nichte wie die Tante, durch ein dem Wein beigemischtens Morfikum betäubt. Die Tante ist darauf überfallen worden. Die Nichte hat von der Untat, obwohl sie sonst einen recht leisen Schlaf besitzen will, nichts gehört, war auch gar nicht zu ermuntern am Morgen. Dasselbe behauptet der Nefse von sich — ob mit Recht oder Unrecht, das, Herr Kommissar, sollte sich meines Erachtens in dem Hotel, in dem de Ruyter genächtigt hat, feststellen lassen! . . . Und da steht schon Ihre sehr wichtige und eilige Aufgabe ein: Wissen wir denn, ob ein morgen ausgesetzter Verhaftsbefehl nicht zu spät kommt? . . . Der Verdächtige verfügt jetzt offenbar über reiche Mittel! . . . Und verdächtig ist er, weiß Gott! Mehr als verdächtig! . . . Wie sollte ein landfremder Verbrecher wissen, daß die Tresorschlüssel in dem silbernen Kästchen lagen und besonders, daß das gewiß gut versteckte Zettelchen mit den Stellziffern in der Kaste des Seitensutters steckte? Das konnte nur de Ruyter selbst ausspioniert haben, der natürlich im geheimen immer hinter den beiden Frauen her war, die er wahrscheinlich längst hatte berauben wollen! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Schach

Von Wilhelm Scharrelmann.

„Jetzt komme ich!“ rief die weiße Dame und sprengte über die unbefleckte Schrägereihe des Brettes. „Schach!“ triumphtierte sie und pflanzte sich vor dem feindlichen König auf.

„Gott, wie stürmisch!“ sagte der Angeriffene indigniert. „Sie sollten überhaupt Ihr Temperament ein wenig zügeln, Verehrteste, und nicht immer wie ein Dieb in der Nacht zwischen meinen Leuten erscheinen. Sie sind doch kein Gespenst, so viel ich weiß, wenn Ihr Name auch unangenehm genug daran erinnert.“

„Ersparen Sie sich Ihre Betrachtungen. Handeln Sie!“ antwortete die weiße Dame kühl. „Sie wissen doch, Neben ist Silber, besonders für Leute Ihres Ranges. Schach! habe ich gesagt.“

„Allerdings. Ich bin nicht schwerhörig. Auch liebe ich Ihre Nähe sowieso nicht!“ sagte der schwarze König, wies seiner Gegnerin die kalte Schulter und begab sich auf das nächste Feld.

Die Strauchhänden auf einem goldbaren Brett aus Ebenholz mit eingeleagten Perlmuttereltern. Es war ein altes Spiel, kunstvoll aus Eisenblech geschnitten. Ein Strauch blaßgelber Treibnessel stand daneben in einer blauen japanischen Vase. Das Zimmer war dunkel. Nur der Widerschein des Mondlichtes, das draußen den überschneitten Garten überflutete, drang durch das breite Fenster und hüllte alle Gegenstände in einen Schein des Unwirklichen und Märchenhaften.

„Schande, daß Sie weichen mußten!“ rief einer der Springer, der bereits vom Brett abgesetzt war, dem König zu. „Gerade jetzt hätte ich Ihnen vortrefflich zu Hilfe kommen können. Da sieht man wieder, was die Keiterei in Wahrheit wert ist.“

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen“, antwortete ein Läufer auf dem Eckfeld des Brettes. „Wenn ich nicht irre, war ich es, der Sie zu einem geschlagenen Manne machte.“

„Kunststück!“ entgegnete der Springer wütend, „wenn man so schiefe Wege einschlägt, wie Sie. Sie sind überhaupt ein Intrigant in meinen Augen, verstehen Sie mich? Ein heimtückischer, verschlagener Kerl. Ihre Falschheit muß den Mangel an Tapferkeit ersetzen, der zu Ihrem Wesen gehört!“

„Nun Sie auf dem Boden liegen, werfen Sie mit Schmutz“, sagte verächtlich der Läufer und wendete sich ab.

„Was soll der Streit?“ riefen ein paar Bauern. „Wenn nur jeder an seinem Platz das Seine tut. Abartern und Boden unter den Füßen behalten, das ist unsere Devise. Aber dazu ist so einer wie Sie natürlich zu stolz“, wandte sich einer an den Springer. „Immer hoch zu Ross — bis Sie auf der Nase liegen!“

„Exempla sunt odiosa!“ bemerkte der schwarze Läufer lächelnd und nicht beifällig. Er hatte von dem früheren Besitzer des Spiels, der es nur aus Not verkauft hatte, mehr gelernt, als nur schiefe Wege einzuschlagen.

Der Mond war jetzt um das Fenster herumgewandert, und das Brett erschimerte hell unter dem weißen Licht.

„Dante“, sagte die schwarze Dame und nickte zum Monde hinauf. „So sieht man doch, wie man dran ist! Das Feld ist augenblicklich überhaupt nicht leicht zu übersehen. Und nun die Dame von drüben unverschämt genug war, meinen Mann herauszufordern —“

„Stören Sie doch nicht dauernd durch Ihre langweiligen Bemerkungen“, unterbrach die weiße Dame sie. „Sehen Sie denn nicht, daß ich meinen nächsten Zug überlege? Aber Rücksichtnahme scheint Ihnen ein unbekannter Begriff zu sein. Nun, das ist heute modern“, lachte sie hinzu und suchte die Achseln.

„Ach, Sie blonden Ungeheuer!“ entgegnete gereizt die Schwarze. „Meinen Sie vielleicht, Sie wären vornehmer als andere Leute? Auf Ihre Nase zu pochen, scheint das einzige zu sein, was Sie können. Warum verfolgen Sie denn in so zudringlicher Weise meinen Gatten, wenn Sie die dunkle Farbe so wenig lieben?“

„Ruhel!“ donnerten die Türme und versanken dann wieder in ihr ehernes Schweigen.

„Jetzt gehen wir zum Angriff über“, riefen die Bauern, und einer von ihnen trat einen Schritt vor.

„Seien Sie so gut“, wandte sich der König an den Springer zu seiner Rechten, „und verlegen Sie diesem Burlesken den Weg. Die Zeit ist heute so demokratisch, daß man sich wirklich versehen muß, wenn man nicht ärgerliche Überraschungen erleben will!“

„Ich bleibe jedenfalls, wo ich bin“, trumpfte der Bauer auf. „Abgesehen paßt Ihr Stolz gar nicht mehr in unsere Zeit. Die Welt hat sich gewandelt, mein Herr. Was sagen Sie — in Rußland hat man selbst im Schach den König abgeschafft! Ich schlage vor, daß auch wir uns in Zukunft mit „Präsident“ begnügen. „Vorsteher“ würde auch genügen.“

„Kinder, Kinder!“ sagte der Mond. „Ich habe euren Kampf bisher für ein Spiel gehalten?“

„Erkennen Sie nicht, daß er mehr ist?“ antwortete ihm der schwarze Läufer. „Gestatten Eure Heftigkeit, daß ich das ausdrücklich betone: er ist ein Symbol. Jawohl. Man sollte eigentlich annehmen, daß einem so weitgereisten Manne —“

„So, so!“ lächelte der Mond. „Dante ergebenst für die Belehrung. Sehr schön gesagt.“ In der Tat.

„Die Reihe ist an Ihnen“, flüsterte die weiße Dame und winkte einem der Türme, der gedankenverloren vor einer leeren Reihe stand.

„Sehr wohl, Königliche Hoheit!“ sagte der, stieß einen der Bauern vom Brett und trat vor den schwarzen König. „Schach!“ sagte er dumpf und grollend.

„Himmel ja! So ein Klok!“ schalt der König. „Geinheit im Angriff scheint bei diesen blonden Bestien aus-

geschossen zu sein. Wenn man mich bloß erst zu einem kommen ließe!

„Ich bin bereit, für Ihre Ruhe zu sterben!“ versicherte die schwarze Dame, erregt über das Mißgeschick ihres Gatten. „Treue unserem König!“ rief sie und schwang ihre Lanze.

„Bis in den Tod!“ antworteten die Offiziere in wilder Begeisterung und zückten ihre Degen.

„Sinnig, Kinder, sinnig!“ sagte der Mond und schickte sich an, weiterzuwandern. „In eurer Welt meint ein jeder, seine Sache wäre die wichtigste der Stunde. Aber es gibt einen höheren Standpunkt, loszusagen . . .“

„Wir brauchen Ihre milchige Weisheit nicht!“ verwies ihn einer der Türme mürrisch.

„Sieh doch an!“ sagte der Mond gekränkt. „Und wenn ich mich nun zurückziehe?“

„So werden wir im Schatten fechten!“ antwortete der Unerbittliche.

„Dann also gute Nacht, Kinder! Schließt lieber Frieden und reat euch nicht mehr zu sehr auf in so später Stunde“, rief der Mond, der einen guten Abgang suchte, und schloß seine Laterne.

„Ach, Sie meinen wohl“, rief ihm der weiße König nach, „bei uns endige der Kampf hinterher auch mit Umarmung und Kuß, wie bei dem Herrn und der jungen Dame, die vorhin an unserem Brett saßen und das begannen, was man eine Partie nennt? Nebenbei bemerkt, es war eine sehr mäßige Partie für den jungen Herrn. Aber er ist wohl noch zu verliebt, um es einzusehen. Bei uns heißt es Sieg oder Untergang! Das ist immer unser Grundsatz gewesen. Wenn nur meine Bauern standhalten, denn auf das Volk muß man sich verlassen können.“

Da ging die Tür. Minna, das Dienstmädchen, kam herein, um noch vor dem Schlafengehen den Dauerbrenner zu verjagen, der in seiner nidelfeligen Uniform in der Zimmerecke stand und gähnte. Sie knipfte den Kronleuchter an und sah sich im Zimmer um.

„Alles wieder stehn und liegen gelassen“, brummte sie ärgerlich, und begann das Spiel vom Brett zu nehmen.

„Um Gotteswillen“, schrien die weißen Steine, „gerade jetzt, wo wir dicht vor dem Siege stehen!“

„Einbildung!“ protestierten die Schwarzen. „Wir sind am Zuge und wenn erst unsere Türme —“ Da lagen sie schon in der Schachtel.

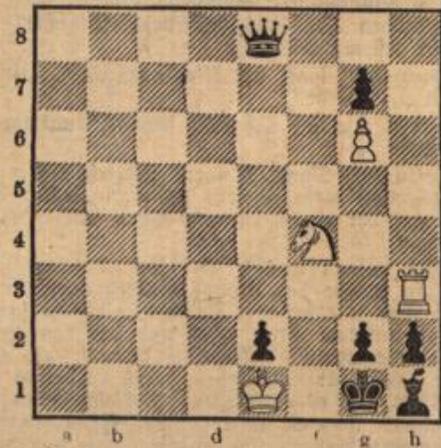
Wer kann auch gegen das Schicksal? Nicht mal eine Schachfigur.

Reise u. Verkehr

Hundert Jahre Rhein-Dampfschiffahrt. Im Jahre 1816 erliefen das erste Dampfschiff, ein englisches Schiff, auf dem Rhein. Im Laufe der nächsten Jahre folgten weitere englische und holländische Versuchsfahrten und weckten an allen Rheinplätzen, ganz besonders in Köln, lebhaftes Interesse. Unter Führung der Handelskammer in Köln wurde daraufhin die „Preussisch-Rheinische Dampfschiffahrts-Gesellschaft“ ins Leben gerufen und durch eine Kabinettsorder vom 11. Juni 1826 zur Aufnahme des Dampfschiffahrtsbetriebes ermächtigt. Die Rhein-Dampfschiffahrt, die den Personenverkehr auf dem Rhein unternimmt, kann also in diesem Jahre die hundertjährige Wiederkehr ihres offiziellen Geburtstages begehen. Die erste Strecke, die für den Personenverkehr betrieben wurde, war die zwischen Mainz und Köln. Ein überraschender Fremdenzustrom war die Folge der neuen Verkehrsmöglichkeit auf dem Rhein. Die Kölner Handelskammer berichtet aus dem Jahre 1829, daß die Anzahl der Reisenden seit der Einrichtung des regelmäßigen Dampfschiffverkehrs sich etwa verdreifacht habe. Seit jener Zeit wurden fast alljährlich neue Dampfer in Dienst gestellt und die Fahrten allmählich auf den Oberrhein über Mainz hinaus, vorübergehend bis nach Basel, ausgedehnt. Im Jahre 1836 entstand in Düsseldorf eine „Dampfschiffahrts-Gesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein“; ein heftiger Konkurrenzkampf setzte ein, der erst nach einundhalb Jahrzehnten durch eine freundliche Verständigung sein Ende fand. Beide Gesellschaften schlossen sich im Jahre 1853 unter dem noch heute geführten Namen „Köln-Düsseldorfer Rhein-Dampfschiffahrt“ zu einer Betriebsgemeinschaft zusammen. Mehr und mehr wurde diese Gesellschaft ein Unternehmen nur für den Personenverkehr. Von etwa 100 Personen in den Anfangsjahren ist die Zahl der mit einem Schiffe zu befördernden Passagiere heute bis auf 2500 gestiegen. Zwei große Salon-Schiffe „Rheinland“ und „Waterland“ stehen jetzt der Gesellschaft zur Verfügung; ihr Ehrgeiz besteht darin, die Reisenden nicht nur gut und sicher, sondern auch mit höchster Bequemlichkeit zu befördern.

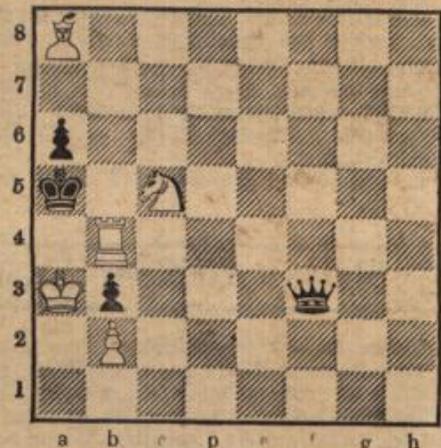
Schach

795. Frhr. von Holzhausen.



Weiß: Ke1, Th3, Sf4, Bg6;
Schwarz: Kgl, De8, Lh1, Be2, g2, g7, h2.
Matt in 3 Zügen.

796. Frhr. von Holzhausen.



Weiß: Ka3, Tb4, La8, Sc5, Bb2;
Schwarz: Ka5, Df3, Ba6, b3.
Matt in 3 Zügen.

797. R. Weinheimer-Wien.

Kf2, Del, Sa6, b6; Kb3. — Matt in 3 Zügen.

Freiherr Walther von Holzhausen feierte am 29. Mai seinen 50. Geburtstag. Die deutsche Schachwelt feiert mit, das „Funkschach“ bringt eine Holzhausen-Nummer mit Lebenslauf und Bildnis. „Er ist unbestritten der Führer und Bahnbrecher der deutschen Problemerkunst, die in ihren Leistungen und literarischen Auswirkungen in der Welt einzig dasteht.“ Vielen unserer Löser ist er bereits der Lieblingskomponist. 795 u. 796, zwei Brennpunktprobleme, das eigenste Gebiet des Meisters, über das er ein Buch geschrieben hat. Brennpunkte, das sind die Felder, von wo aus die angreifende weiße Figur, hier in beiden Fällen der Springer Matt droht. Eine starke schwarze Figur, meist die Dame, kann außer vom Standfelde aus noch von einem anderen Punkte die beiden Mattdrohungen zunächst parieren. Ihr in die Parade zu fallen, dafür ist eine langschrittige weiße Figur da, Turm oder Läufer; ein Mattfeld wird nach gelungenem Manöver frei. — 797. Aus einem Lsungsturnier der „Schwalbe“, bei dem das Figurenmateriale vorgeschrieben war. Ein fuchtartiger Schlüsselzug, zwei schöne Mattbilder: erster Preis.

Zwei Kurzpartien.

Nr. 373. — Unregelmäßige Verteidigung.
Schwarz: Zukertort; Weiß: Leermann.

1. e4, e5; 2. Sf3, Df6? 3. Lc4, Dg6, 4. 0—0! D×e4?
5. L×f7+Ke7; 6. Tel, Df4; 7. T×e5, K×f7; 8. d4! Df6;
9. Sg5+Kg6; 10. Dd3+ Kh5; 11. g4+K×g4; 12. Dh3#.

Nr. 374. Knigsgambit abgelehnt.

Weiß: Teichmann; Schwarz: Hartlaub.

1. e4, e5; 2. f4, d5; 3. Sf3, d×e; 4. S×e5, Lc5; 5. Lc4, Sh6;
6. Sc3, Lf5; 7. De2, Sc6; 8. S×e4, Sd4; 9. Dd3, Dh4+ 10. g3, Dh3 und Weiß gab auf.

Lösungen.

786. 1. Sh3+; 2. Kh1; Df3 und Weiß gab auf.
787. 1. Tel, ♞ 2, c3 und der schwarze Turm ist verloren.

Rätsel

Problem „Der Nachtwächter.“



Silbenaustauschrtsel.

In nachstehenden Wörtern ist die letzte Silbe zu streichen und dafür vorne eine neue Silbe anzusetzen. Die Anfangsbuchstaben der auf diese Weise neu gebildeten Wrter ergeben den Namen eines berühmten Feldherrn des Altertums. Lerche, Tegel, Senta, Tenne, Delta, Gellert, Wischtuch, Ferkel, Segel, Teller, Magen, Fenster, Peter, Besen, Geldern, Meldung, Neger, Chorus. Zur Verwendung kommen die Silben: a, ad, dat, der, e, ei, el, em, grup, lat, na, or, rei, ro, r, sem, son, xan.

Wortrtsel.

Mit i macht's Wolken eilen,
Mit u brauch't's Zeit zum heilen,
Mit a hat's jedes Haus,
Nun mache was daraus.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rtsellsungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 131.

Silberverschiebertsel: Nandu, Iller, Efeu, Kamrad, Oase, Wasgenwald, Essen = die Mossulfrage. — Besuchskartenrtsel: „Elektrotechniker“.

Richtige Lösungen sandten ein: Helene u. Hans Eberhard Mller, J. Enk, Albert Stppier, sämtlich aus Wiesbaden; Fritz u. Liesl Pflüger München; Otto Prkel, Hahn i. T.